

HEINZ-DIETER HEIMANN

Stadtbürgerliches Selbstverständnis und Reformmentalität
des Heidelberger Hofkapellmeisters und Frankfurter
Stadtarztes Johann von Soest, genannt Steinwert
(1448-1506)

Zugleich ein Diskussionsbeispiel der kulturellen Leistung abgewanderter
Westfalen und ihrer Bedeutung für unser Westfalenbild

I

Dan ydermann wart mich erkennen
Und hob mich an sustchen zu nennen
Deshalb das ich genommen wart
Tzu Soest von myn hern edler art
Darumb noch huttestags bekent
Werd ich Johann von Soest genent.¹

Hic ex Susato Steinwert cubat esse
Johannes cantandi et musica
Doctor in arte potens
Obiit II. Mai 1506
Requiescat in pace.²

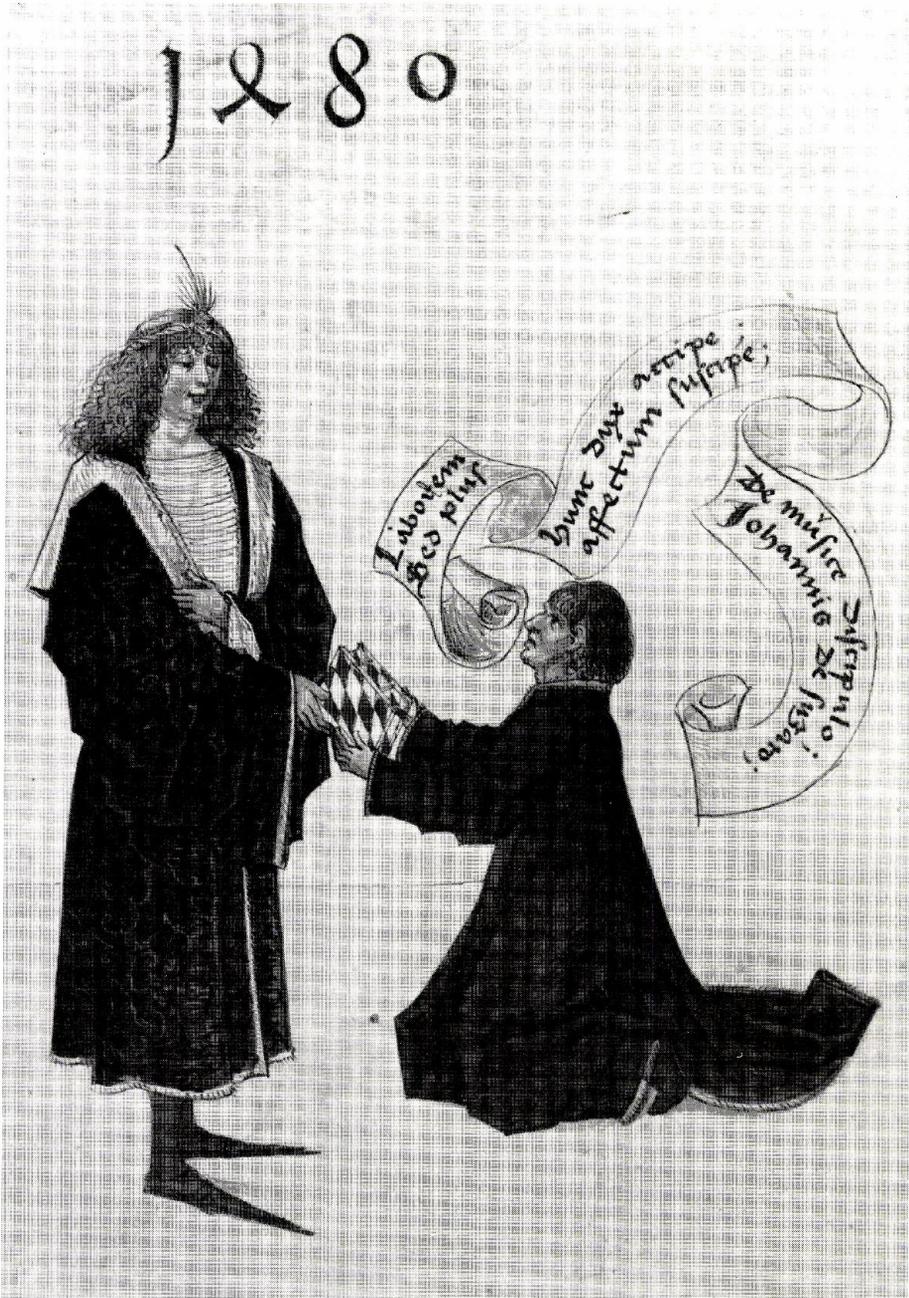
Mit diesen Worten bringt sich ein Mann in Erinnerung, aus denen wir in erster Linie Hinweise auf seine Herkunft und berufliche Tätigkeit bekommen. Sie gelten dem Johann Steinwert aus Soest, der als „Sustchen“ benannt seine Heimatstadt Soest verließ, unter diesem Namen ein anerkannter Musiker wurde, ein Sängerkapellmeister in fürstlichem Dienst, schließlich aber unter dem Namen Johannes Steinwert von Soest als Stadtarzt in Frankfurt am Main verstarb.

Mögen in diesem wechselhaften Lebensweg bereits gute Gründe liegen, eine berufs- und damit sozialgeschichtlich ausgerichtete Personenbeschreibung aufzunehmen, so erhöht sich unser Interesse an der Biographie dieses Mannes noch angesichts seiner bis heute nicht recht zur Kenntnis gelangten literarischen Hinterlassenschaft.

Bleiben wir zunächst bei der Biographie, ehe wir uns seinen schriftstellerischen

1 Johannes von Soests eigene Lebensbeschreibung (Überschrift nicht im Original) hrsg. v. J. C. Fichard, in: Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte, Bd. 1 (1811) S. 84-139, hier S. 98.

2 Ebenda in der Einleitung zur Autobiographie S. 76.



Arbeiten und Anliegen zuwenden. Hier soll seine bislang kaum beachtete Schrift „Wy men wol ein statt regyrn sol“ näher untersucht und fernerhin sein Gesellschaftsbild und Reformverständnis vor dem Hintergrund sozial- und geistesgeschichtlicher Bewegungen des späten 15. Jahrhunderts herausgearbeitet werden.

Dabei werden seine literarischen Beziehungen zur humanistischen Geisteswelt in Oberdeutschland Hinweise abgeben, Biographien solcher aus Westfalen abgewanderter Intellektuellen künftig systematisch zu erforschen und damit bewußt zu machen, wie notwendig unser Urteil über die geistesgeschichtliche Situation auch innerhalb Westfalens³ fortzuschreiben bleibt und zugleich Einsichten zu vermitteln, die eine fundierte Neubestimmung der Stellung Westfalens im Vergleich zur kulturellen Identität anderer Reichsgebiete zulassen.⁴ Es wird der Versuch gemacht, die kulturellen Kontakte von Westfalen zu anderen Kulturlandschaften zu verdeutlichen, also die westfälische Landesgeschichtsforschung verstärkt auch zu Arbeiten außerhalb des Raumes Westfalen anzuregen.

Nach dem Zeugnis seiner Autobiographie wurde Johann als ältester Sohn des Steinmetzen Rüdiger Grummelkut und seiner Ehefrau Wendelin Hussel, gebürtig aus Werl, 1448 in Unna geboren. Wenige Jahre später übersiedelte die inzwischen verwitwete Frau nach Soest. Dort fand der neunjährige Johann als Chorschüler Aufnahme in die Schule des dortigen St.-Patrocli-Stifts⁵, nachdem er zuvor in der Stadt wegen seiner guten Stimme allgemein bekannt geworden war:

Da selbs wochs ich off und sang
Mytt gutter stym hel das es klang
All gassen uss war hyn ich gyng
So sang ich lutt on al gedyng
So das dy lutt des wonder nam

3 Eine befriedigende Gesamtarbeit gerade für die Situation des 15. Jhdts. fehlt. Als typisch für die lange Zeit zurückgesetzte Einbeziehung dieser Zeit in die historischen Betrachtungen sei auf die gleichwohl nützliche Übersicht von H. *Grundmann*, Politische Gedanken mittelalterlicher Westfalen, in: *Westfalen* 27 (1948), S. 5-20 verwiesen. Im Zugang von der Reformationgeschichte her finden sich bei A. *Schroer*, Die Kirche in Westfalen vor der Reformation, Münster 1967, hilfreiche Orientierungen.

4 J. *Köhler*, Studien zum Problem des Regionalismus im späten Mittelalter, Diss. masch. Würzburg 1971, S. 274, wobei bezeichnend nur W. Rolevinck vorgestellt wird und auf Dietrich v. Niem und Gobelin Person nur verwiesen wird. So gesehen bleibt der Beitrag von W. *Huge*, Literatur bis 1800, in: *Westfälische Geschichte*, Bd. 1, hrsg. v. W. *Kohl*, Münster 1983, S. 781ff. mit seinen ähnlichen Verweisen hinter den Möglichkeiten zurück, wenn er eher nur die Ergebnisse der Raumwerkforschung aufführt, diese aber nicht innovativ nützt.

5 K. *Honselmann*, Melanchthons Schrift für die Stadt Soest zur Einrichtung einer Lateinschule im Bonner Urdruck, in: *Stadt-Territorium-Reich* (Festschrift z. 100jährigen Bestehen des Vereins f. Soester Geschichte) hrsg. v. G. Köhn, Soest 1981, S. 215-229, hier S. 218ff. zur Stiftsschule.

1443 klagten Schüler dieser Sängerschule gegen ihre zu strengen Lehrer vor dem Rat der Stadt, was ein Hinweis auf die Tätigkeit dieser Schule und ihr Verhältnis zu städtischen Institutionen gibt. Dt. Städtechroniken Bd. 24, Leipzig 1890, S. 24. Zur Soester Schulgeschichte jetzt auch: Archigymnasium Soest 1534-1984, (Soester Beiträge, Bd. 43), Soest 1984.

Eyn iglicher der zu myr kam
 Der sprach zu myr: Syng lyber bub!
 Gélich zu singhen ich an hub
 Und sus frolich und fur da hyn
 Das myr bracht gonst und guten gewyn
 So das iglichs mych lyb gewan
 Tzu schol gyng ich da frw und spett
 Und flyss mych syngkens altziit stett.⁶

Nach seinem Fluchtversuch, wozu ihn nach eigenen Angaben ein durchreisender Gaukler wohl nicht ganz uneigennützig verleitete, verblieb Johann noch kurze Zeit in der Stadt. Der als Stadtherr in Soest weilende Herzog Johann I. von Kleve nahm um 1460 diesen offensichtlich begabten Sänger mit sich nach Kleve, um ihn hier für seine Hofkapelle musikalisch-stimmlich ausbilden zu lassen. Angesichts der doch drängenden Bitten des Fürsten und seiner Versprechungen, den Sohn an seinem Hof an Geld und Ehre reich werden zu lassen, gab die Mutter nach anfänglich energischem Widerstand den Sohn frei. Diese in der Autobiographie recht ausführlich festgehaltenen Auseinandersetzungen geben einen lebendigen Eindruck von den Hoffnungen auf sozialen Aufstieg im Verband der sich erst allmählich ausbildenden höfischen Gesellschaft und den Vorbehalten gegenüber dem erkennbaren Musikerberuf.

Nach wenigen Jahren bereits verließ Johann diese Stellung im Bruch mit dem klevischen Herzog, weil es sein energischer Wille wurde, sich im bekanntlich kunstfreudigen Burgund weiterbilden zu lassen: „Ich wyl hyn gen nach konst und ler“.⁷ Veranlaßt wurde er dazu durch den Vortrag zweier englischer Sänger am Niederrhein, wonach Johann sein vermeintlich meisterliches Singen als doch noch sehr bescheiden erkennen mußte. Daraufhin unzufrieden mit sich selbst geworden⁸, fand er erst in der Ausbildung durch jene englischen Sänger eine befriedigende Einstellung zu seinem Beruf wieder. Bei diesen Meistern lernte er „synghen erst uss konst“⁹; ein Urteil, das aus seiner klevischen Situation zu bewerten ist, die von dem Willen des Fürsten bestimmt war:

Konst hastu glich genog fur mich
 Blyb hy ich sag dir sicherlich
 Eyn rychen hern wyl von dyr machen.¹⁰

6 *Fichard*, Autobiographie Johannis v. Soest, S. 88.

7 Ebenda S. 106.

8 Das myr betrubt dan al myn syn
 Von stunt myr selbs gantz vyant wart. Ebenda S. 105.

9 Ebenda S. 107.

10 Ebenda S. 104.

Nach seinem Aufenthalt in Brügge wirkte Johann dann als Sänger in Hardenbergh (Overijssel) und ferner als Succentor in Maastricht. Mindestens seine erste Stelle genügte ihm finanziell bald nicht mehr. Und selbst wenn er in Maastricht „guten solt“ in „barem golt“ erhielt, so bestahl er doch seine kirchlichen Dienstherrn durch die Vorlage gefälschter Abrechnungen, um seine Einkünfte zu erhöhen.

Obleich es sein Entschluß war, sich nach Rom zu begeben und dort Mitglied der päpstlichen Hofkapelle zu werden, endete seine Wanderschaft zunächst in Köln, wo ihn der spätere Erzbischof Hermann vermutlich 1469 an den Hof seines Bruders, des hessischen Landgrafen in Kassel vermittelte. Hier scheint er ein recht freies Leben gepflegt zu haben, das er nicht ohne Warnung an den Leser seiner Autobiographie so beschreibt:

By dem hatt ich eyn gutten lon
Doch wass es alles gar verthon
Myt fressen suffen dantzen springhen
und sus myt andern bosen dinghen.¹¹

Nach dem Tod dieses Mäzens wechselte Johann 1472 von Kassel an den im damaligen Deutschland kulturell führenden Hof des Kurfürsten von der Pfalz in Heidelberg. Hier erhielt er eine lebenslange Anstellung als Sängerkapellmeister gegen einen Jahressold von 40 rhein. Gulden, Kost und Kleidung, eine einmalige Position damals.¹²

Hier, auf dem Höhepunkt seiner künstlerischen Karriere, nahm Johann seit 1476 an der Heidelberger Universität die Ausbildung zum Mediziner auf.¹³ Seine Autobiographie weist zu diesem Lebensabschnitt eine Lücke auf. Durch autographische Briefe Johanns zumindest ist belegt, daß er neben Heidelberg in Pavia Medizin studierte und nach diesen Angaben auch selbst Vorlesungen abhielt.¹⁴ Mit dieser Ausbildung hatte sich der inzwischen in Heidelberg auch verheiratete¹⁵

11 Ebenda S. 112.

12 Abdruck der Anstellungsurkunde vom 22. November 1472 bei F. Stein, Geschichte des Musikwesens in Heidelberg, in: Neues Archiv f. d. Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz 8 (1910) S. 180f.

13 G. Töpke, (Bearb.), Die Matrikel der Universität Heidelberg, Teil 1, hrsg. v. P. Hintzmann, Heidelberg 1904, S. 352.

14 „Kunst der ertzny offglicg gelesen, das myr dy gantz universitet hott zu hort zu pavy (Pavia) und zu Heidelberg“. Sta Frankfurt/M. Medizinalwesen I. fol. 176ff. Für die Überlassung diverser Unterlagen aus dem Stadtarchiv Frankfurt sei Herrn Dr. Andernacht herzlich gedankt.

15 Die recht poetisch wiedergegebene Vorgeschichte seiner Ehe mit M. Hecht bei Fichard, Autobiographie Johanns v. Soest, S. 122ff.

Weitere Hinweise auf archivalische Quellen über die Situation Johanns in Heidelberg bei G. Pietzsch, Quellen und Forschungen zur Geschichte der Musik am kurpfälzischen Hof zu Heidelberg bis 1622 (Abhandlungen d. geistes- und sozialgeschichtlichen Klasse d. Akademie der Wissenschaften Mainz, Nr. 6) Wiesbaden 1963, S. 620ff., 650ff., 678ff.

und bedingt vermögende Mann eine neue berufliche Grundlage erworben, die ihm nach einer gescheiterten Bewerbung 1491 in Frankfurt/Main seit 1495 als Stadtarzt in Worms, Oppenheim und schließlich ab 1500 doch in Frankfurt bis zu seinem Lebensende am 2. Mai 1506 in kommunalen Diensten festes Einkommen und berufliches Ansehen vermitteln konnte. Nach eigenem Bekunden vermochte er mit dem Jahresgehalt von 16 rhein. Gulden in Frankfurt kaum sein Auskommen zu finden, weil u. a. nicht wenige Leute die Kosten ärztlicher Behandlung und medizinischer Mittel aus den Apotheken scheuten und sich Kurpfuschern anvertrauten – so Johann in einem Schreiben an den Rat der Stadt in der Begründung um geringe Gehaltsaufbesserung.¹⁶ Seine Dienstpflichten als Arzt, z. B. ständige Dienstbereitschaft am Ort, kostengünstige Urinuntersuchungen, kostenlose Betreuung der Spitäler, verantwortungsvolle Rezeptverschreibung ohne Bevorzugung einzelner Apotheken, schließlich die Kontrolle der Apotheken in Begleitung eines Ratskollegiums, nahm er wohl sehr genau. Letzte Pflicht, überliefert in einem Ratsbericht, verwickelte ihn 1505 in einen Kompetenzkonflikt zwischen Arzt- und Apothekerpraxis, wobei Johann seine akademische Berufsausbildung gegen den Vorwurf billig erlangten Berufswechsels, selbstbewußt ausspielte. Eine Szene, in der sich der Alltag beruflich-standesmäßiger Differenzierung und Professionalisierung innerhalb des Gesundheitswesens, verbunden mit Prestigestreben und ökonomischem Denken, zeigt. Insgesamt versah Johann Steinwert seine Aufgaben aus der Verantwortung für alle Gemeindemitglieder und fühlte sich ausdrücklich dem Gemeinnutz verpflichtet, was nicht ausschließt, daß dieser Mann bisweilen ein sehr eigenwilliges Verhalten an den Tag legte.¹⁷

II

Diesem Lebensgang wird eine summierende Beurteilung wie „Künstlerschicksal“ nur schwerlich gerecht. Zweierlei scheint bemerkenswert an dieser Biographie: Einmal gelingt vermittelt des natürlichen Stimmtalents gesellschaftliche Mobilität, deren materielle Voraussetzung in der neuen Kulturarbeit des mänenatischen Renaissancefürstentums liegt. Was demnach als ein Beispiel der Ausbildung erweiterter Hofgesellschaft erscheint, bleibt aufs Ganze gesehen doch nach der Ausbildung zum Mediziner ein Beispiel sozialen Aufstiegs aus kleinerem städtischen Handwerkertum innerhalb des Bürgertums, nachdem die Promotion gerade im Verständnis jener Zeit als ein Adelsprädikat des Bürgers angesehen war.

16 Sta Frankfurt, *Medicinalia* 1/88 (10. November 1502).

17 Sta Frankfurt, *Medicinalia* 1/42 (22. November 1505). Der Dienstvertrag Johanns als Stadtarzt findet sich im Abdruck bei G. L. *Kriegle*, *Deutsches Bürgerthum im Mittelalter*, Bd. 1, Frankfurt/Main 1868. Nachdruck ebenda 1969, S. 55-59. Zu einem Beispiel ärztlicher Ständelehre des frühen 16. Jahrhunderts W. *Eberhard/P. Trüb*, *Ärztliche Berufs- und Standeskunde im 16. Jahrhundert*, in: *Medizinische Welt* 40 (1980).

Am Anfang des Werkverzeichnis¹⁸ dieses schreibenden Musikers und Mediziners steht eine 1480 abgeschlossene Übertragung des mittelniederländischen Versromans „Heinric en Margriete van Limborch“ als jetzt „Die Kinder von Limburg“ im Auftrag für den Kurfürsten Philipp. Johann, der dieses Stück Kulturtransfer ausdrücklich als Sängemeister leistete¹⁹, hielt sich zwar eng an seine Vorlage, benützte aber umfangreiche Erzählerkommentare, so u.a. die Ausarbeitung eines Fürstenspiegels, um dem höfischen Publikum praktische Lebens- und Verhaltensregeln in privaten und politischen Angelegenheiten vorzutragen.²⁰ Die Übergabe dieses mit ca. 23 000 Versen recht umfangreichen Romans an den Kurfürsten ist szenisch festgehalten, womit wir auch über ein wohl realistisches Portrait dieses Literaten verfügen.

Von 1483 stammt ein gereimter Beichtspiegel „Dy gemein Bicht“, ebenfalls eine Bearbeitung einer lateinischen Vorlage²¹, ein Gedicht zur Marienverehrung folgte um 1485. Von 1494 datiert ein nicht zu Ende gebrachter Fürstenspiegel „Libellus salutatis“ für den Kurfürsten Philipp, in dem er einen in der Gnade Gottes gegründeten, von Vernunft bestimmten Lebenswandel und Regierungsstil postuliert.²² 1495 verfaßte er den Stadtspiegel „Wy men wol eyn statt regyrn sol“ und 1501 „Eyn Spruchgedicht zu lob und eer der Statt Franckfort“.²³ Um das Jahr 1505 beendete Johann seine nicht ganz vollständig überlieferte Autobiographie. Als verschollen gelten ferner seine unter Zeitgenossen geschätzte Abhandlung „De musica subalterna“ aus seiner Heidelberger Zeit sowie eine Evangelienauslegung von 1503 und wohl mehrere Kompositionen.²⁴

Mit jener Auftragsarbeit „Die Kinder von Limburg“ beschäftigte man sich bis in die jüngste Gegenwart wiederholt. Jener umfangreiche Beitrag zu einem Sammelband arbeitet der gerade in Wien abgeschlossenen Edition des Romans zu.²⁵ Ebenfalls fand in jüngster Zeit seine Autobiographie neuerliches Interesse, die als

18 G. Bonath, s. v. Johann von Soest, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters – Verfasserlexikon, Bd. 4, Berlin 1982, Sp. 744-755.

19 Dis buch das hat durch groß begyrt

Johanns Sust getransferyrt

Eyn syngermeister ußerkorn

heißt es im Vorspann des Romans. Die Originalhandschrift befindet sich in der Universitätsbibliothek Heidelberg Cod. Pal. Germ. 87.

20 Ebenda Fol. 334v bis Fol. 342r. Edition durch M. Klett, Wien 1975 (Wiener Arbeiten zur german. Altertumskd. u. Philologie Bd. 4). G. Bonath/H. Brunner, Zu Johanns von Soest Bearbeitung des Romans „Die Kinder von Limburg“ (1480), in: Deutsche Literatur des späten Mittelalters, Hamburger Kolloquium 1973, hrsg. v. W. Harms u.a.m. Berlin 1975, S. 129-152.

21 Ediert durch K. v. Babder, in: Germania, Jg. 43, NF 21, Wien 1888, S. 129-158.

22 Vatikanische Bibliothek Cod. Pal. lat. Vat. 1475 fol. 137v-181r.

23 Das Stadtlob auf Frankfurt ist ediert bei J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv f. ältere deutsche Litteratur und Geschichte, Bd. 1 (1811) S. 77-83.

24 Vgl. Pietzsch Anm. 15. Ferner Schläder wie Anm. 62.

25 Siehe Anm. 20.

Exempel „bürgerlichen Selbstverständnisses“ in Teilen wieder neu veröffentlicht wurde.²⁶ Die Bedeutung seiner Fachliteratur zur Musik ist nurmehr sekundär zu bestimmen, weil die Texte sich nicht bis heute erhalten haben. Nachzutragen, um einem Gesamtverständnis seines literarischen Anliegens näherzukommen, wäre noch eine eingehendere Beschäftigung mit seiner Kleinliteratur, die man als „Gebrauchsliteratur“ zusammenfassend kennzeichnen darf.²⁷ Sie wie auch seine Romanbearbeitung wird von einer didaktischen, religiös-moralischen Programmatik geprägt. Auf der Suche, seine Biographie und seine in der Literatur überlieferten moralischen Denkbilder und gesellschaftlichen Vorstellungen im Kontext der Zeit zu verstehen, sei die Schrift „Wy man wol eyn statt regyrn sol“, näher vorgestellt.

Als Johann 1472 als Sängerknecht nach Heidelberg ging, galt der Heidelberger Hof und damit in Verbindung die Universität wegen der musikalischen und literarischen Interessen von Kurfürst Friedrich I. (1425-1476) als ein Zentrum geistiger Kultur in Deutschland. Nicht von ungefähr gab Friedrich, der 1465 mit dem aus Basel kommenden Dr. Petrus Antonius Finariensis den ersten italienischen Humanisten als „Poet und Orator“ an der Universität anstellte²⁸, seinen Söhnen ebenfalls Männer humanistischer Gelehrsamkeit als Erzieher bei.²⁹

Während der Regentschaft seines Nachfolgers Philipp (1476-1508) entwickelte sich nicht zuletzt über die Vermittlung seines Kanzlers und gleichzeitigen Bischofs von Worms, Johannes v. Dalberg, Heidelberg zum eigentlichen Mittelpunkt des Humanismus in Deutschland, als sich so bekannte Männer wie Adam Werner v. Themar, Jacob Wimpheling, Johannes Reuchlin, der Niederländer Rudolf Agricola und schließlich der sogenannte „deutsche Erzhumanist“ Konrad Celtis dort begegneten. Letzterer schuf hier – nach ersten Erwägungen seit 1491 – mit der wahrscheinlich 1495 gegründeten gelehrten Gelehrschaft „sodalitas litteraria Rhenania“ den Humanisten ihr eigenes intellektuelles Forum.³⁰ Aus der

26 H. Wenzel, Die Autobiographien des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bd. 2. München 1980, S. 87-101 bringt u.a. einen Teilabdruck der Lebensbeschreibung Johanns v. Soest mit interpretativen Hinweisen.

27 H.-D. Heimann, Stadtspiegel und Stadtlob als „Gebrauchsliteratur“ im 15. Jahrhundert, in: Niederland und Nordwestdeutschland. Franz Petri zum 80. Geburtstag. Hrsg. v. W. Ehbrecht und H. Schilling, (Städteforschungen A 15) Köln 1983, S. 121-135.

28 G. Ritter, Petrus Antonius Finariensis der Nachfolger Peter Luders in Heidelberg, in: Archiv für Kulturgeschichte 26 (1936) S. 89-103. B. Singer, Die Fürstenspiegel im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. München 1981, S. 67.

29 L. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen und literarischen Verhältnissen. 2 Bde. Heidelberg 1845. H. Rupprich, Die deutsche Literatur im späten Mittelalter, Teil 1, München 1970, S. 62ff. Beispiele früherer pfälzischer Hofliteratur belegen E. Herrmann, Der Fürstenspiegel des Michael von Prag, in: Historisches Jahrbuch 91 (1971), S. 22-45, ferner zu den „Heidelberger Postillen“ jetzt W. Eberhard, Konrad v. Soest, in: H. D. Heimann (Hg.) Von Soest – Aus Westfalen: Wege und Wirken abgewanderter Westfalen. Paderborn (im Druck).

30 F. v. Bezold, Konrad Celtis, der deutsche Erzhumanist, 1883. Nachdruck Darmstadt 1959.

örtlichen und zeitlichen Parallelität zum Aufenthalt des Johann v. Soest liegt die Frage nach einer Annahme literarischer Tätigkeit im Stil von Humanisten, nach einer Übernahme humanistisch-reformistischer Denkweisen nahe.

Nach seiner Autobiographie verließ Johann wohl zum Jahresende 1494 infolge einer Ehrverletzung durch den kurfürstlichen Rat und Hofmarschall Hans v. Dratt den Hof in Heidelberg und ging als Stadtarzt ins nahegelegene Worms. In jener Beleidigung haben wir aber nur den Anlaß für seinen Stellungswechsel zu sehen, nachdem sich Johann 1491 schon einmal um eine Anstellung als Stadtarzt bei der Stadt Frankfurt beworben und bereits seit einem Jahr um Abschied beim Fürsten nachgesucht hatte.³¹ Obgleich ihm jetzt der Kurfürst wie sein Kanzler Johann v. Dalberg bei dem Wechsel 1495 nach Worms behilflich waren, dürfte ihr Einfluß auf die Entscheidung des Rates zur Anstellung dieses neuen Arztes nicht sehr erheblich gewesen sein. Denn nachdem sich das reichsstädtische Bürgertum seit Jahren gegen die Stadtherrschaftspolitik eben des Bischofs Johann v. Dalberg und die Wirtschaftstätigkeit der Geistlichkeit energisch wehrte³², wandte sich der Rat im März 1495 während des in Worms stattfindenden Reichstages um Schutz an König Maximilian.³³

Jenes Gedicht vom „Stadtregiment“, das Johann nach eigener Datierung am 5. Oktober 1495 in Worms beendete – ein Tag, an dem im übrigen ein Vergleichsverfahren zwischen der Stadt und ihrem Bischof durch den Erzbischof von Mainz im Namen des Königs zu Ende ging³⁴, trägt daneben Züge einer Schrift zum Zweck persönlicher Vorstellung. Er widmet sie den „loblichen myn hern von Worms zu nutz, lob und eer“ und spricht zugleich von Entlohnung.³⁵

Vor dem Hintergrund innerstädtischer Konflikte wird das gewählte Thema verständlich. Johann warnt denn auch im 9. Kapitel ausdrücklich vor solchen Unruhen unter Hinweis auf momentane Vorfälle in Kreuznach. Seinerseits

31 *Fichard*, Autobiographie Johanns v. Soest, S. 136.

32 E. *Iseemann*, Reichsstadt und Reich an der Wende vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit, in: *Mittel und Wege früher Verfassungsgeschichte*. Kleine Schriften I, hrsg. v. J. *Engel*, Stuttgart 1979, S. 9–221, hier S. 216.

33 *Deutsche Reichstagsakten*, mittlere Reihe, Bd. V, 2, S. 1675ff.

34 *Ebenda* S. 1685.

35 Im zweiten Kapitel heißt es:

Solch tzwolff capitel setz ich hutt
Fur tzwolff pfunt heller myr zu butt

In der Autobiographie notiert er:

Vom ratt zu Worms myr daten eer
Myn sold aber der wasz nyt swer
Deshalp lyd ich mich hert und fest
Eyn strohenbed das wasz myn nest

Fichard, Autobiographie Johanns v. Soest, S. 136.

nahm er 1499 die auf den Höhepunkt zutreibenden Auseinandersetzungen in Worms zum Anlaß seiner Abreise aus der Stadt:

In dysser tziit tzywdrechtig worden
 Dy statt myt samt geystlichen orden
 Berorn den bischof und dy hern
 Vom thum (Dom) gemeyn in hohen eern.
 Deshalp dy pffaffen tzoghen uss
 Und lyss iglicher sten syn huss.
 Don wolt ich auch nyt lengher blyben
 Dan wenig gab recepten schryben.³⁶

Diese Schrift vom „Stadtregiment“ befindet sich als Handschrift Nr. 687 (1069) in der Bibliothek des Klosters Einsiedeln (Ch.). Sie umfaßt 25 Blatt, die Titel und Initialen der in Paarreim gesetzten Kapitel sind rötlich hervorgehoben, die Schrift ist überwiegend gut lesbar.³⁷ Dieses „buchlyn“ baut sich aus 12 Kapiteln auf, deren deutsche Texte jeweils paraphrasierend ein entsprechender lateinischer Kommentar vorangestellt wurde, ein auch zweckmäßiges Verfahren zur Demonstration akademischer Ausbildung des Autors.

Vorangestellt ist neben der Widmung mit dem Datum der Abfassung eine Vorrede von 78 Versen. Darin formuliert Johann zu Anfang und Schluß seine Ergebenheit und Dankbarkeit gegenüber dem himmlischen Schöpfer. Für seinen neuen Stand in Worms und sein berufliches Wirken erbittet er Gottes Beistand zum Wohl der Gemeinde. Sodann werden die Überschriften der einzelnen Kapitel vorgestellt:

1. Was eine Stadt ist und welche Einwohner sie haben soll;
2. Aus welcher Ursache eine Stadt gebaut wird;
3. Welche Stadt vollkommen ist;
4. Was bei einer Stadtgründung zu beachten ist;
5. Wie eine Stadt ihr Wesen behält;
6. Von der Notwendigkeit einer Satzung gegen Aufruhr;
7. Welche Eigenschaften Ratsmitglieder haben sollen und wie man ihre Eignung prüft;
8. Daß besser wenige als viele regieren;

³⁶ Ebenda S. 137.

³⁷ Eine Mikrofilmkopie der Handschrift befindet sich auch im Stadtarchiv Soest; eine Edition steht an. Über die sprachliche Gestaltung der Handschrift heißt es:

Und dwyl im ratt geleerte syn
 So wyl ich auch solchs zu latyn
 Vermischen durch eyn declaratz (Deklaration). (Vorrede)

Über derartige Praktiken allgemeiner auch H. Buck/O. Herding (Hgg.), *Der Kommentar in der Renaissance*. (Kommission für Humanismusforschung, Mitteilung 1) Boppard 1975, S. 7ff.

9. Daß die Gemeinde den Regenten Gehorsam leiste;
10. Wie man eine Stadt in Friedenszeiten regieren soll;
11. Wie man eine Stadt in Zeiten des Unfriedens regieren soll;
12. Welchen Lohn jene verdienen, die zum Wohl der Stadt regieren.

Aus den Kapitelüberschriften wird bereits ersichtlich, daß Johann allgemeine, grundlegende Betrachtungen über das Wesen einer Stadt anstellt und dabei Stadt nicht z. B. in den weiteren Rahmen der politischen Umwelt des Reichs einordnet. Entsprechend dem Appell der Überschrift werden sicherheitspolitische und verfassungspolitische Orientierungen für das Leben in einer Kommune angesprochen. Am Beginn steht das aktuelle gesellschaftliche, rechtliche und architektonische System „Stadt“ als bedrohter und gleichwohl reformierbarer Lebensraum einer Gemeinde.

Eine Stadt soll in der Weise gebaut und eingerichtet sein, daß gute Luftverhältnisse in ihr herrschen und die jeweils im Westen und Osten errichteten Stadttore groß genug angelegt werden. Die Tore gelten als repräsentative Zeichen der Stadt, durch sie erlangen die Bürger Vermögen und schützt ein guter Zugwind in den Straßen die Bürger vor Krankheiten. Man könnte meinen, hier appelliert ein Arzt uneigennützig für die Beachtung öffentlicher Hygiene und Gesundheitsvorsorge. Fortgesetzt wird diese Bauplanbeschreibung mit einer entsprechenden Empfehlung zur Anordnung der Wohnhäuser und weiterer Notwendigkeiten zur Sicherung der Lebensfähigkeit der Stadt. Ganz praktisch soll jene Stadt, entfernt von den Pfuhlen der Schweine, reichlich fließendes Wasser zur Versorgung von Mensch und Vieh, im Süden gut bepflanzte Weinberge, Äcker, Wiesen, Gärten und wildreiche Wälder besitzen sowie in einem festen Grabenwerk und einer beschußsicheren Mauer ringsum Feinde von einem Angriff abhalten. Innerhalb der Mauern möchte er Gotteshäuser errichtet wissen – natürlich mit guter Musik. Zum sozialen Leben fordert er einen geordneten Umgang zwischen Reichen und Armen, das Angebot von unverfälschtem Wein, richtig gewogenem Brot und jungem Fleisch auf dem Markt. Daneben sollen sich Gelehrte der Sieben Freien Künste, also Juristen, Theologen, Mediziner, in der Stadt aufhalten. Dabei wendet er sich unter Berufung auf Augustinus und den mohammedanischen Aristotelesübersetzer Averoes (=Ibn Roschd, 1126-1198) gegen die augenblickliche Mode der Zukunftsdeutung durch Astrologen und Astronomen:

Off das der arm gemeyner man
Der dann nytt schryben, lesen kan
Nytt werd betroghen umb syn gelt
Wol der statt solch ordnung helt.

Der Anlaß zu dieser Einlassung dürfte in dem aktuellen Ereignis der Geburt siamesischer Zwillinge in Worms zu suchen sein, woran Zeitgenossen mancherlei

Spekulationen über den Gang der Welt knüpften.³⁸

Diese so plastische Stadtbeschreibung ist freilich nicht Johanns eigenstes Werk. Wenn er zu Beginn seiner Schrift erläutert, „getzoghenn uss bewerter schrift“, so geben uns eben diese baulichen Angaben bereits einen Hinweis, hierfür in dem im Mittelalter vielfach verwendeten Fürstenspiegel „De regimine principum“ des Thomas von Aquin (1225-1274) die Vorlage zu suchen.

Es werden dort in einer Diskussion über die beste Verfassungs- und Regierungsform auch Anleitungen zur Anlage einer Stadt erörtert, wobei über eine topographische Ortsbeschreibung, Klima, Gesundheit von Luft und Wasser schließlich auch Empfehlungen zu Vorkehrungen für die materielle Versorgung und die militärische Sicherheit der Bürger gegeben werden. Thomas übernimmt u. a. hiermit Anweisungen aus der „Politica“ des Aristoteles. Der Zweck seiner Schrift liegt letztlich wohl darin, den Staat/die Stadt auch als „moralischen Organismus“ verständlich zu machen, in dem der einzelne und die Gemeinschaft gerechte Daseinsvorsorge wie zugleich in tugendhaftem Leben zur Anschauung Gottes finden kann, dem übergeordneten Endziel.³⁹

Dieser Intention entspricht auch Johanns „Modell“, in dem sozialer Frieden, Gerechtigkeit und Gemeinwohl sich in einem christlichen Leben wiederfinden lassen. Diesem Reformverständnis zur Beilegung der gegenwärtig erfahrenen innerstädtischen Konflikte entspricht seine Vorstellung von einem auch statischen Aufbau der Stadtgesellschaft und der Zweck einer rational betriebenen Stadtgründung. Es liegt ihm offenbar daran, das Ideal einer harmonistischen Ordnung verbunden mit einer Heilsgewißheit auch materiell-baulich untermauert zu wissen.

Um den Ratsherren in Worms sein Handlungsmodell für die Bewältigung ihrer Konflikte aufzugeben, postuliert er eine politische Ordnung, die von der unbedingten Gehorsamsleistung der Untertanen gegenüber den Regierenden bestimmt

38 In Worms wurden zur Zeit des hier gerade tagenden Reichstags 1495 siamesische Zwillinge geboren. D. Wuttke, Wunderdeutung und Politik – Zu den Auslegungen der s.g. Wormser Zwillinge des Jahres 1495, in: FS f. O. Herding, Stuttgart 1977, S. 217-244.

39 Thomas von Aquin, De regimine principum ad regem Cypri, ed. Jos. Mathis (Edition Marietti) Turin 1971, Buch II, Kapitel 1-4. In der Übersetzung: Thomas von Aquin, Ausgewählte Schriften zur Staats- und Wirtschaftslehre, Übertragung und kritische Einführung von F. Schreyvogel, (Die Herdflamme, 3) Wien 1923 entsprechend.

T. Struve, Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung im Mittelalter (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 16) Stuttgart 1978, S. 149-165 mit der weiteren Literatur. Zur staatlich-ordnungspolitischen Seite des Wertesystems jetzt W. Eberhard, „Gemeiner Nutzen als oppositionelle Leitvorstellung im Spätmittelalter, in: Fs. f. L. Hödl, hrsg. v. M. Gerwing u. a., Münster 1984, S. 195-214.

Zur Gattung der Fürstenspiegel eigens W. Berges, Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters. Leipzig 1938, zu Thomas hier S. 204-208. Ferner B. Singer, Die Fürstenspiegel im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. München 1981.

Zu seinem Planungsdenken eigens F. Seibt, Thomas und die Utopisten – Planungsoptimismus und universale Harmonie, in: A. Zimmermann (Hg.), Die Mächte des Guten und Bösen (Miscellanea Mediaevalia, 11) Berlin 1977, S. 253-270.

ist und von der Achtung einer für Generationen gültigen Gerichtsverfassung und Ämterorganisation ausgeht (Kapitel 6, 10). In Kapitel 6 heißt es u. a.:

Das iglich statt syn satzung habe
 Da durch men allen onratt hynleghe ...
 Dy satzung auch wortt nytt alleyn
 Fur dy gemacht dy lebens syn
 Auch fur dy jongen itz geborn
 So wan dy alten uss erkorn
 Von tod ab gen in gene welt
 Da dan dy satzung obgemelt
 Blyb hafftig sy in yrem wesen
 Da by so mag eyn statt genesen.
 Dan solt al jar verandrung syn
 Das brecht gross schaden der gemeyn
 Dan vil verandrung lichtlich macht
 Das men dy satzung gar veracht.

Die politische Verantwortung für diese „Satzung“ und damit auch den bereits hergestellten inneren Frieden der Bürgerschaft soll entsprechend in den Händen eines lebenserfahrenen wie tugendhaften Ältestenrates liegen. Deutlich abgelehnt wird eine Beteiligung eher jüngerer Leute, die u. a. als „onkusch gyttig wilt gesellen“ bezeichnet werden.

Dan wan das solche lutt regyrn
 Dy sytzen teglich tabernyrn
 Und spyln und rasseln mytt geschrey
 Und tryben ander bobery
 Wass yn in kopff kompt das mos syn
 Als solt auch brennen gar der vyn
 Regyren soll nach gemeyner ler
 Alleyn dy from und erbar syn.
 Dy solln regyren dy gemeyn
 Doch sol dy tzal merck wesen kleyn
 Dy dan regyrn von joren alt (Kapitel 8).

Sein geforderter Ausschluß der Jungen von der gemeindepolitischen Mitverantwortung, wozu Johann sich durch die am Ende des 15. Jahrhunderts vermehrt festzustellenden Konflikte zwischen Gesellen und Zunftmeistern veranlaßt sehen konnte, zielt auf die Sicherung eines kontinuierlich arbeitenden Stadtreiments. Doch weiß der Verfasser daneben um die Notwendigkeit, gerade die Jungen für sich, d. h. sein Modell, zu gewinnen, denen er zu ihrer moralisch-sittlichen

Erziehung in seinen Texten wiederholt „Lehren“ erteilt.⁴⁰ Was im ersten Anblick als ein eher radikaler Bruch zwischen den Generationen erscheint, erweist sich doch als vereinbar mit seinen sozialen und politischen Hauptanliegen, einer Stadtgemeinschaft aus der für alle Bürger gleich verpflichtenden sittlichen Norm wieder Bestand zu geben. Folglich beschäftigen ihn die Qualifikationen eines Amtsträgers besonders. Dabei kommt es erwartungsgemäß vor allem auf seine moralischen und sozialen Eigenschaften an. Der Charakter befähigt zur Gemeindeführung, weniger ein politisches Programm. Für den Rat ist jener Mann erkennbar geeignet, der tugendhaft, ansehnlich, gesittet, fromm und

...syn hausgesynd auch recht
 eerlich tractyr als mäd und knecht
 Auch frawen kind nach yrem wertt
 Syn iglichs so das ist bewertt ...
 Syn hauss ist er bewertter man
 Und soll yn eeren dy gemeyn
 Und al dy gen dy umb yn syn
 Und soln yn setzen in den ratt
 Das er regyre frw (früh) und spött (Kapitel 7).

In dieser Textpassage ist deutlich das Haus, verstanden als umfassende soziale und ökonomische Einheit, als Grundlage des Selbstverständnisses des Stadtbürgers angesprochen⁴¹ und damit in der Gleichordnung von Haushaltung und Stadtrecht ein politisches Handlungsverständnis postuliert, das als „kommunale Hausvatergesinnung“ zu umschreiben bleibt.

Tugend freilich erscheint nicht einzig als Norm für die Mitgliedschaft im Rat. Sie erfüllt neben dem Recht die Aufgabe eines gemeindefördernden Konsenses zum Erhalt der Gemeinschaft, aus dem heraus eine Stadt eigentlich erst als unzerstörbar gilt, weil damit auch der soziale Frieden zwischen den Mitgliedern gewährleistet wird:

Das ander virtus wortt genannt
 Ist (s)zyttlich tughend wol erkannt
 Solch tughend sol auch übend syn
 Eyn gantze statt in der gemeyn“ (Kapitel 5).

Sein Appell, die Einheit moralisch-sittlich zu suchen, gründet in einem

40 Seine Autobiographie enthält u. a. eine Lehre an die Jugendlichen „Von zytten der iughent myt etzlichen guten lern“. *Fichard*, Autobiographie Johanns v. Soest, S. 115-118.

41 O. Brunner, Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische Ökonomik, in: Ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1968, S. 103-127. Darüber problematisierend M. Mitterauer, R. Sieder, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. München 1977; A. Haverkamp (Hg.), Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt (Städteforschung A 18), Köln, Wien 1984.

Verständnis von Stadt als „communität“, als Einheit vom Ursprung gleichen Rechts her:

Dan das wortt statt heyst civitas
 Quasi civium unitas
 Das ist zu teutsch so vil gerett
 Als burgerlich vereynung stett
 On welch vereynung nummer mag
 Keyn statt beharren jar und tag
 Solch eynigkeit dy kan nyt syn
 Ess sy dan sach dar in gemeyn (Kapitel 1).

Die kommunale Lebensform wird daraufhin als Form zur Vervollkommnung des Menschen und seines Weges hin zu Gott verstanden. Folglich sind für Johann von Soest der prinzipielle Zweck und die Gründe eines Lebens in der Stadt:

Dy eyn ist leben zu erlanghen
 Durch eelichen statt (Stand) vest anzuhangen
 Dy ander ist umb narung willen
 Den lyb nach nottrofft mytt zu stillen
 Dy dritt umb obung gutter zytt (Sitte)
 Dar men mag selig werden mytt (Kapitel 2).

Entsprechende Erläuterungen dieser biologischen, ökonomischen und religiösen Begründung städtischer Lebensform münden in der Aufforderung: Dem nach das myttel lass ons halten (Kapitel 2). Ein Appell und Handlungsprinzip, deren Begründung bei Aristoteles wie Thomas von Aquin und weiteren staatstheoretischen Schriften des Mittelalters sich findet. Der „goldene Mittelweg“ soll von allen stets beachtet werden. Damit ist auch ausgesprochen, daß zwar soziale und politische Ungleichheiten innerhalb dieser Gemeinschaft existieren sollen, aus ihnen jedoch künftig keine sozialen Konflikte mehr erwachsen.

Das unter dem Aspekt der Erwägungen zur Konfliktbewältigung eigentlich interessant erscheinende Kapitel 11: Wy man sol regyrn eyn statt zu der tziit des onfydens muß in dieser Hinsicht enttäuschen. Hier wird kein Rezept sozialen Ausgleichs geboten, sondern – wie auch nicht anders zu erwarten – dem Stadtrat Vorsorgemaßnahmen zur Abwehr äußerer Bedrohung gegen die Stadt empfohlen. Dabei wird eine Vorsorgepolitik verpflichtend erläutert, nach der der Rat eine Bevorratung von Lebensmitteln und Verteidigungsgütern sowie eine – zugestanden vom Verfasser bedauerte – fortwährend restriktive Einwohnerpolitik gegenüber „onendlich folk“, „Armen“ und „bosen lutt“ zu betreiben habe, gegebenenfalls die Mitglieder niederer sozialer Schichten auszuweisen habe.

Zusammengefaßt nun läßt sich die hier vorgestellte Schrift „Wy man wol eyn statt regyrn soll“ des Johann von Soest durch 6 Merkmale kennzeichnen:

- Ihre pragmatische Tendenz teilt diese Schrift mit anderen literarischen Arbeiten des Autors.
- Der Verfasser antwortet damit auf wachsenden gemeindepolitischen Dissenz und soziale Unruhe innerhalb der Stadtbevölkerung seiner Zeit.
- Die Sicherung der traditionellen Verfassungs- und Sozialordnung Stadt wird in einer Reform des moralisch-sittlichen Lebenswandels des einzelnen Bürgers propagiert.
- Die Reform zielt auf die Wiederherstellung einer Summe kooperativ handelnder Teile zur Gewährleistung sozialer Wohlfahrt und zugleich christlicher Heilsgewißheit.
- Die organologische Auffassung kommunaler Gesellschaft stellt eine populäre Rezeption philosophisch-ethischen Gedankenguts des Thomas v. Aquin, im wesentlichen aus dem Fürstenspiegel entnommen, dar.
- Mit der nur schemenhaft bestimmten politischen Umwelt, der Organisation eines statischen, endgültigen Gesellschaftsaufbaus, dem Rückgriff auf den Ursprung als Leitgedanken, schließlich in dem Planungsoptimismus, vermittelt die Schrift einen Idealtyp Stadt, enthält sie utopisches Gedankengut.

III

Die bisherige Vorstellung der Schrift ergab zur Beantwortung unserer Frage nach der Nähe zum Humanismus bzw. zu humanistischem Schrifttum bei Johann v. Soest keinerlei Hilfestellung. Aufschluß bekommen wir gleichwohl aus einem weiteren Vergleich der von Johann hier gestalteten Textart, dem Stadtspiegel bzw. Stadtlob, sowie materiellen Absichten bei der Literaturproduktion im Blick auf Arbeiten einiger namhafter Humanisten, die zu seiner Zeit ebenfalls mit dem Heidelberger Fürstenhof in gutem Kontakt standen. Hier finden sich neben der Aufnahme grundlegenden Gedankenguts aus dem bekannten Fürstenspiegel des Thomas v. Aquin weitere Anzeichen literarischer Rezeption und intellektueller Kommunikation.

Humanismus wird vorzugsweise als eine kultur- und geistesgeschichtliche Bewegung verstanden. Dabei müssen jedoch nicht weniger gewichtige sozialgeschichtliche Komponenten berücksichtigt werden, weil hiermit einmal das moderne Selbstverständnis der städtischen und adeligen Oberschicht sich ausformte, sodann seine Träger, die Humanisten selbst, größtenteils aus sozial niederen und verarmten Schichten entstammten, was dieser Bewegung auch „proletenhafte Züge“ verleiht und den „Drang zu gesellschaftlichem Aufstieg, Anerkennung und größerer Wirkung dieser Gelehrtengruppe“ mit erklärt.⁴²

⁴² J. Engel, Von der spätmittelalterlichen *respublica christiana* zum Mächte-Europa der Neuzeit, in: Handbuch der Europäischen Geschichte, hrsg. v. Th. Schieder, Bd. 3. Stuttgart 1971, 73. W. Zorn, Die soziale Stellung der Humanisten in Nürnberg und Augsburg, in: Humanisten in ihrer politischen

Letzteres schließt ein, daß Humanisten ihre Literaturproduktion auch aus der Suche nach sozialer Sicherung betrieben, sie also kurz gesagt adressatenbezogen arbeiteten. Jene Literaturform, in der die Doppelfunktion von Lob auf einen Mäzen oder erst gesuchten Förderer und die Demonstration geistig-pädagogischer Bildungsarbeit deutlich erscheint, ist der humanistische Fürstenspiegel.

Derartige pragmatische Anweisungen vernunftbestimmten persönlichen und politischen Handelns wurden in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts auch am Heidelberger Hof verschiedentlich bekannt, neu erstellt. Eine gedankliche Verbindung zu dieser Literatur findet sich für Johann v. Soest in mehreren Passagen seiner Romanübertragung „Die Kinder von Limburg“ von 1480 und dem Fragment „Libellus salutatis“, ebenfalls aus dieser Zeit.⁴³

Humanisten suchten um Brot und Bildungsarbeit bekanntlich nicht allein Fürstenhöfe auf, sondern ebenso Patrizier- und Ratshäuser, weshalb sie neben dem Lob auf Fürsten gelegentlich auch das Lob auf Städte literarisierten.⁴⁴ Das Thema „Stadt“ gestaltete erstmals in Einzelheiten ausführlich der führende deutsche Humanist Konrad Celtis, als er im Auftrag Nürnberger Ratsgeschlechter eine lateinische Geschichte und Beschreibung der Lokalitäten und der Verfassung Nürnbergs mit dem Titel „Norimberga“ eben 1495 edierte.⁴⁵

In diesem literarischen Städtebild schuf Konrad Celtis ein Abbild der bedeutendsten Stadt im damaligen Reich, was werkgeschichtlich als eine Kostprobe seiner nur Programm gebliebenen Geschichte Deutschlands anzusehen ist. Es finden sich eine Reihe von Gemeinsamkeiten zur Schrift des Johann: so die Gliederung teils zur Beschreibung der Topographie, teils zur gegenwärtigen Verfassung der Stadt, wobei man z.B. in der Nennung der Landschafts- und Wasserverhältnisse wie der Vorliebe des Konrad Celtis für das strenge Regiment der patrizischen Stadtaristokratie, sein Verdikt über Volksruhen oder so bezeichnenden Einzelheiten wie die Forderung nach einer Lebensmittelvorsorgepolitik oder dem Ausschank von unverfälschtem Wein neben Ausführungen über den wirtschaftlichen und sittlichen Wandel der Nürnberger eine gedankliche und auch konzeptionelle Verwandtschaft zwischen diesen Schriften sehen könnte. In

und sozialen Umwelt, hrsg. v. O. Herding (Kommission für Humanismusforschung, Mitteilung 3) Boppard 1976, S. 35-49, hier S. 36. Zum Humanismus allgemein grundlegend P. O. Kristeller, Humanismus und Renaissance. 2 Bde. München 1976. Zur humanistischen Ethik eigens ders., Das moralische Denken des Renaissance-Humanismus, ebenda Bd. 2, S. 30-84.

43 Siehe Anm. 22, 18.

44 Über die mittelalterliche Tradition dieser Literaturgattung J. C. Classen, Die Stadt im Spiegel der descriptiones et laudes urbium in der antiken und mittelalterlichen Literatur. Zürich 1980. H. Kugler, Stadt und Land im humanistischen Denken, in: H. Lutz (Hg.), Humanismus und Ökonomie (Kommission f. Humanismusforschung, Mitteilung 5) Weinheim 1983, S. 159-182 mit Beispielen des 15. und 16. Jahrhunderts.

45 A. Werminghoff, Conrad Celtis und sein Buch über Nürnberg. Freiburg/Br. 1921, wo auch einzelne Vorläufer angesprochen sind. H. Rupprich, (Hg.), Briefwechsel des Konrad Celtis. München 1934, Nr. 77, 94-97, 99, 103.

einem wichtigen Punkt gibt es allerdings keine Deckung. Celtis will Wissen mitteilen, er beschreibt in einem großen Rahmen lebendig Einzelheiten einer wirklichen, einer realen Stadt mit unverwechselbaren Eigenarten. Darin eben liegt so ein bedeutender Unterschied zur Schrift des Johann v. Soest. Auf die Darstellung Nürnbergs durch Konrad Celtis läßt sich nach Inhalt und Form – selbstverständlich mit erheblichen Abstrichen – am ehesten das „Spurchgedicht zu lob und eer der statt Franckfort“ des Johann v. Soest von 1501 vergleichsweise heranziehen, wo auch namentlich Frankfurter Verhältnisse lobend beschrieben werden.

In der Schrift „Wy man wol eyn statt regyrn sol“ fehlen eben solche inhaltlich konkreten Einzelbezüge auf eine bestimmte Stadt, einzig „Stadt“ als Objekt ihrer literarischen Arbeit gibt noch eine Verbindung.

Diese Verbindung läßt sich allerdings bei einer Betrachtung paralleler Arbeiten aus dem Themenkreis Stadt und Humanismus näher bestimmen. Es geht dabei – im engeren Wortsinn – um sogenannte Lobsprüche der Humanisten auf Städte ihrer Wirkung, Orte wie Florenz oder Wien, Nürnberg oder Basel, oder Heidelberg wie auch Münster, Soest⁴⁶ sind so gerühmt worden. Solche panegyrische Stadt-Literatur der Humanisten, auch Laudationes genannt, bereits in der Antike gepflegt, erfuhr, teils angeregt durch die berühmten literarischen Bilder deutscher Städte des Aeneas Silvius de Piccolomini, späteren Papsts Pius II. (1405-1465), in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts besonderen Anklang.⁴⁷

Zu derartigen Lobgedichten gehört eine Rede zu Lob und Ehr der Stadt und Universität Basel, die 1464 eben jener italienische Humanist Dr. Antonius Petrus Finariensis verfaßte, der in den nächsten Jahren als Poet und als Erzieher der Söhne von Kurfürst Friedrich nach Heidelberg kam.⁴⁸ Dieser schuf neben jener Rede und ferner bekannteren Fürstenspiegeln auf Herzog Karl den Kühnen v. Burgund und Herzog Johann I. v. Kleve⁴⁹, Dynasten, die allesamt mit dem Heidelberger Hof freundschaftlich-familiär verbunden waren, auch eigens eine Lobrede auf die Stadt Heidelberg wohl Ende der 60er Jahre, die allerdings Jacob Wimpfeling 1499 erst zum Druck brachte.⁵⁰

In dieser Lobrede, im Aufbau ganz ähnlich der Baseler, wird zu Anfang die

46 G. Büker, Das Lobgedicht des Johann Murnelius auf die Stadt Münster und ihren Gelehrtenkreis, in: Westfälische Zeitschrift 111 (1961) S. 51-74. U. Loer, Encomion Susati in clytae urbis westphaliae, in: Soester Zeitschrift 86 (1974) S. 65-75.

47 A. Werminghoff, Conrad Celtis, S. 82f.

48 G. Kisch, Petrus Antonius Finariensis' Lobrede auf Basel – Parallelbeispiele und Edition mit Übersetzung, in: ders., Gestalten und Probleme aus Humanismus und Jurisprudenz. Berlin 1969, S. 243-282. Siehe auch Anm. 28.

49 B. Singer, Fürstenspiegel, Nr. 11.

50 Universitätsbibliothek Freiburg/Br. Inkunabel B 9006. Zum Inhalt siehe auch K. Voigt, Italienische Berichte aus dem spätmittelalterlichen Deutschland (Kieler Historische Studien, 17) Stuttgart 1973, S. 157 Anm. 14.

geographische Lage sowie die landschaftliche und innerstädtische Schönheit Heidelbergs knapp ausgeführt, spricht er im Gegensatz zu anderen Orten hier von der guten Luft, dem reinen Wein, dem frischen Wasser, dem reichen Boden und Waldbestand, womit diese Stadt alle anderen Städte Asiens, Afrikas, Europas überrage. Weniger ausführlich, aber immerhin angesprochen, werden die gelehrten, tapferen, friedlichen und frommen Einwohner mit dem Kurfürsten an der Spitze, dem eigentlich das Regiment über den Erdkreis gebühre, angeführt und das Lob auf die Universität angehängt. In dieser Literaturform und humanistischen Lobrede auf Heidelberg scheint eher als aus der Arbeit von Konrad Celtis über die Stadt Nürnberg eine mögliche Berührung mit der Schrift des Johann v. Soest gegeben zu sein.

Hierfür spricht auch die persönliche Nachbarschaft beider Männer in Heidelberg, wo sie beide zur gleichen Zeit am Hof und an der Universität verkehrten, es also durchaus zu persönlichen Kontakten gekommen sein kann.

Damit läßt sich nach bisherigem Kenntnisstand der hochbegabte Musiker und spätere Mediziner Johann v. Soest nicht schon zu jenem berühmten Kreis der Heidelberger Humanisten des ausgehenden 15. Jahrhunderts hinzurechnen. Es ist aber gleichwohl noch nicht ausgeschlossen, diesen Westfalen in Oberdeutschland nach seiner Denkweise doch als einen Humanisten anzusprechen. Die Vorstellung der Schrift „Wy man wol eyn statt regyrn sol“ und der Vergleich dieser Arbeit mit benachbarten Schriften anerkannter Humanisten hat in der Gestaltung des Themenkreises „Stadt“ Unterschiede und Gemeinsamkeiten erkennen lassen. Jener Schrift vom „Stadtre Regiment“, wie übrigens allen anderen Arbeiten des Soesters auch, fehlt bereits jenes äußere Kennzeichen humanistischer Manier: die aus „welterfahrenem“ und antikem Buchwissen schöpfende Textgestaltung, das mit Episoden aus antiker Literatur vorgeführte und geforderte Denken nach dem Vorbild griechischer und römischer Gelehrter, schließlich die geschliffene Rhetorik und ein Gefühl für literarische Eleganz.

Gemeinsames hingegen findet sich in der übereinstimmenden Benutzung einzelner Objekte, Topoi und Bilder zur Beschreibung einer Stadt sowie in der inneren Gestaltung und dem Aufbauschema der Schriften. Zu ergänzen wäre, und hier seien eigentlich die genannten Vergleichsbeispiele verlassen, daß die Forderung eines tugendhaften Lebens bei Johann v. Soest auch einem Leitbegriff des humanistischen Menschenbildes entspricht, das jene nach dem Vorbild römischer Virtus-Lehre propagierten. Auch in seiner Vorstellung, unter Berufung auf Augustinus mit Vernunft die Ordnung der aus den Fugen geratenen Dinge des Daseins zu betreiben, gibt es eine Brücke zu humanistischer Denkweise der Renaissance.⁵¹

In der Schrift „Wy man wol eyne statt regyrn sol“ des Johann v. Soest finden

51 P. O. Kristeller, *Das moralische Denken*, S. 40ff, 70f.

sich mithin Versatzstücke, Einzelelemente humanistischer Literaturgestaltung, stimmen einzelne Bilder überein, wird wohl inhaltlich auch die humanistische Gedankenwelt rudimentär aufgenommen. Eine völlige Deckungsgleichheit dieser Schrift mit jenen humanistischen stellt sich freilich nicht ein. Das Verhältnis läßt sich wohl so beschreiben, daß Johann v. Soest die ihm aus der humanistischen Literatur bekannten Metaphern und Meinungen zwar aufnimmt, sie aber anstelle antiker Weitschweifigkeit zum Nachdruck sozialer Reformen in bezug auf ein christlich bestimmtes Idealbild mittelalterlicher Stadtgemeinschaft vermittelt.

Seine Denkweise kommt damit der aus dem Vernunftdenken der Humanisten entspringenden Praxis nahe, sich nicht mehr allein mit dem Appell zu einem idealen Lebenswandel zu begnügen, sondern auch mit ratio ein ideales Gemeinwesen zu konkretisieren, eine Utopie also zu gestalten. Dafür können die „Utopia“ des Thomas Morus (1516) oder das „Neue Jerusalem“ der Münsteraner Täufer als bekannte, aber eben nur höchst unvollständige Beispiele jener Epoche benannt werden.⁵² Dabei ist zu wissen, daß die Humanismusforschung heute in der humanistischen Bewegung jener Epoche zwei Tendenzen unterscheidet: zuerst jene, deren Anhängern eine Renaissance des Altertums mit dem Ideal ungestörten Gelehrtenlebens zum Lebensinhalt wurde und die auf vernünftig-ausgewogenem Weg ein sittlich-religiöses Ziel verfolgen, dann, „deutlich erkennbar erst nach 1500“ jene, die sich um „Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse im gegenwärtigen Leben bemüht und diese nicht mehr nur kennenlernen, sondern auch gestalten will“.⁵³

Es gibt keinen Zweifel, welcher Tendenz Johann v. Soest mit seinen Schriften zuzurechnen wäre. Seine Schrift „Wy man wol eyne statt regyrn sol“ weist nicht die Gestaltung einer in sich geschlossenen, perfektionierten Gegenwelt aus. Seine Welt ist diese Welt! Nicht der diesseitsfernen Utopie wendet er sich zu, sondern seine Vorstellung erfordert eine Reform gegenwärtiger sozialer und moralischer Zustände aus dem Vorbild eines in der Gegenwart vorhandenen, freilich verkommenen und stark gefährdeten Systems traditioneller gemeinschaftlicher Lebensform.

Das von Johann v. Soest angestrebte Ideal eines konfliktfreien und allzeit gültigen *ordo civium* zielt auf die Bewahrung der in innerstädtischen Konflikten gefährdeten patrizischen Ordnung durch deren moralische Erneuerung und Verpflichtung auf den Ursprung in der Eidgenossenschaft. Darin liegt freilich auch ein grundlegender Mangel. Der von ihm geforderte Gang der Reform läßt sich zwar individuell praktizieren, gleichwohl erscheint das angestrebte Gesell-

52 F. Seibt, *Utopica – Modelle totaler Sozialplanung*, Düsseldorf 1972, bringt dazu unterschiedliche Beispiele aus Mittelalter und früher Neuzeit.

53 B. Moeller, *Die deutschen Humanisten und die Anfänge der Reformation*, in: *Zeitschrift f. Kirchengeschichte* 70 NF 8 (1959) S. 46-61, hier S. 47.

schaftsmodell dieses Ideals als nicht durchsetzbar, weil die politischen Realitäten ausgeblendet sind. Bei dieser Sachlage liegt der Wert der Schrift verstärkt im Nachweis eines konservativen Denkmodells spätmittelalterlicher Daseinsbewältigung, das in seiner ideal- und religiösgebundenen Denkweise in allen Gesellschaftsschichten sehr weit verbreitet war. Keines der damals um eine Neuordnung der Kaisermacht oder die Lebensform nach dem Vorbild der christlichen Urgemeinde entwickelten gesellschaftlichen Reform- oder Revolutionsprogramme stellt sich wirklich a-religiös dar. Es gilt, daß die christliche Religion, die Bibel eigentlich, immer wieder das theoretische Fundament gesellschaftsbezogener Forderungen bildet. Wenn so Johann v. Soest in seiner Literatur auch von den sozialen Inhalten der damals öffentlich beunruhigenden Reformschriften wie den „Hussitischen Artikeln“, der „Reformatio Sigismundi“ oder dem „Buch der 100 Kapitel“ des anonymen oberrheinischen Revolutionärs weit entfernt ist, so trifft er sich mit ihnen doch in einem zentralen Anliegen: im Bemühen um eine neue Frömmigkeit und Moral als einem Weg aus der Krise.⁵⁴

In den Schriften des Johann v. Soest, worin er je nach sozialer Umwelt fürstliche wie bürgerliche Manieren kritisiert und am eigenen Lebenswandel zur Umkehr und Buße auffordert, drückt sich allgemein seine Sorge um ein rechtes Christenleben miteinander und ein christliches Menschenbild aus, ein eben christlicher Humanismus, wie er nach Aussagen führender Reformationshistoriker in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts vorherrscht.⁵⁵

In seinem Bemühen um eine Überwindung anschwellender sozialer Auseinandersetzungen innerhalb der Städte und der Sehnsucht nach einer stabilen und statischen Gesellschaftsordnung der Bürger bietet sich in den literarischen Produkten des Johann v. Soest ein beredtes Zeugnis eines traditionsgebundenen Gesellschaftsbildes und einer auf Bewahrung überlieferter religiös-sittlicher Werte gegründeten Reformmentalität. Bei aller Einbindung in populäre Literaturproduktion wie soziale Anliegen bleibt die enge sachliche Verbindung von Sozialordnung „Stadt“ und hieran angebundener Denkweise und Religiosität bemerkenswert. Darin liefert Johann ein gesuchtes Exempel, um verstärkten Einblick in den noch nicht hinreichend aufgehellten geistesgeschichtlichen Hintergrund in den Städten während der vorreformatorischen Zeit zu gewinnen und weiter sozialgeschichtlich damit von der wachsenden Schicht des lokalen „Bildungsbürgertums“, nicht eben des Patriziates, auch im Hinblick auf seine

54 Zu den Reformschriften und ihre öffentliche Wirkung vgl. K. Arnold, Niklashausen 1476 – Quellen und Untersuchung zur sozialreligiösen Bewegung des Hans Behem und zur Agrarstruktur eines Dorfes. Baden-Baden 1980, S. 37ff., 79ff. F. Seibt, Die Krise der Frömmigkeit – Die Frömmigkeit aus der Krise, in: 500 Jahre Rosenkranz. Köln 1975, S. 11-29.

55 R. Stupperich, Humanismus und Reformation in ihren gegenseitigen Beziehungen, in: Humanismusforschung seit 1945 (Kommission f. Humanismusforschung, Mitteilung 2) Boppard 1975, S. 41-59, hier S. 41f. H. Lutz, Normen und gesellschaftlicher Wandel zwischen Renaissance und Revolution, in: Saeculum 26 (1975) S. 166-180.

geistig-intellektuelle „Praeparation“ für die anstehende reformatorisch-konfessionelle Bewegung und Kontroverse mehr zu erfahren.⁵⁶

IV

Mit Johann v. Soest wurde kein bedeutender Schriftsteller vorgestellt. Aber in seinem literarischen Zeugnis liegt der deutliche Hinweis, daß wir in der Geschichte auch jenen Frauen und Männern unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, die bescheiden, alltäglich, vielleicht für uns trivial, ihrer Zeit den Spiegel vorhielten, um der Tugend- und Weisheitslehre willen „buchlyn“ schrieben. Die unedierte und weithin unbekannt gebliebene Literatur des Johann v. Soest verweist darauf, wo sich lohnendes Quellenmaterial zum besseren Verständnis einer Lebenssituation zwischen Mittelalter und Neuzeit in Bibliotheken und Archiven noch finden läßt.

Darüber hinaus bietet die Biographie des Johann v. Soest noch einen besonderen Beleg für den rechten Zugang und die Einschätzung des mittelalterlichen Westfalens als Kulturlandschaft. Der bekannte Kölner Kartäuser Werner Rolevinck⁵⁷ beschreibt in seinem 1478 vermutlich erschienenen Westfalenbuch „De laude antiquae Saxoniae nunc Westphaliae dictae“ seine Heimatlandschaft u. a. dadurch, daß die Landeskinder den väterlichen Hof verlassen und in der Ferne ihr Glück suchen.⁵⁸

Wenn wir darin einen beredten Hinweis finden, „Westfalen“ bevölkerungsmäßig zu jener Zeit als ein „Abwanderungsgebiet“ zu betrachten⁵⁹ und die schwache Struktur kultureller Institutionen innerhalb dieser Region uns vergegenwärtigen

56 Zum Thema Stadt und Humanismus in der vorreformatorischen Zeit äußert sich H. C. Rublack, Forschungsbericht: Stadt und Reformation, in: Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 190 (1978) S. 9-28.

Über die Zusammenhänge zwischen bürgerlichem Selbstverständnis und Reformation und eben auch der zunehmend von der Forschung beachteten bildungsgeschichtlichen Situation insb. der Bücherverbreitung siehe B. Moeller, Reichsstadt und Reformation (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 180, Jg. 69) Göttingen 1962. Ders., Stadt und Buch, in: Stadtbürgertum und Adel in der Reformation, hg. v. W. Mommsen. Stuttgart 1979, S. 25-40. Ähnliche Zusammenhänge untersucht in der Soester Reformation H.-D. Heimann, Kommunales Denken und konfessionelle Kontroverse, in: Westfälische Forschungen 34 (1984) S. 76-86. Jetzt heranzuziehen L. Grenzmann, K. Stackmann u. a. (Hg.), Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Stuttgart 1984.

57 Über den Lebensweg W. Rolevincks siehe H. Bückler, Werner Rolevinck (1425-1502). Leben und Persönlichkeit im Spiegel des Westfalenbuchs. Münster 1953. Zum Erscheinungsjahr des Westfalenbuchs ders., in: Westfalen 38 (1960) S. 162-168. Ferner V. Henn, Der Bauernspiegel des Werner Rolevinck „De regimine rusticorum“ und die soziale Lage westfälischer Bauern im späten Mittelalter, in: Westfälische Zeitschrift 128 (1978) S. 289-314.

58 H. Bückler, (Hg.), De laude antiquae Saxoniae . . . , zweisprachige Ausgabe. Münster 1953, S. 135ff.

59 Zu diesem Forschungsfeld jüngst W. Reininghaus, Zur Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter (VSWG Beiheft 71) Wiesbaden 1981. Ders., Die Migration der Handwerksgesellen in der Zeit der Entstehung der Gilden, in: Vierteljahresschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 68 (1981) S. 1-22.

– keine Universität, keine gewichtigen höfischen und bürgerlichen Zentren –, so spiegeln sich diese Gegebenheiten beispielhaft in der Biographie des Johann v. Soest, der eben darauf angewiesen war, seine Kunst und Bildung außerhalb Westfalens zu erfahren und als Grundlage sozialer Sicherheit in der Fremde auszuüben.

In einem Versuch, Kultur- und Literaturgeschichte Westfalens im Spätmittelalter zusammenzufassen, wird man folglich den „abgewanderten“ Kräften gesondert nachzugehen haben, weil Kultur und Literatur aus den sozialen Bedingungen ihrer Entstehung und Pflege zu verstehen sind. Jenes aus dem Vergleich literarischer Zeugnisse anderer Regionen des Reichs getroffene Urteil, in dem „Westfalen“ im 15. Jahrhundert als eine „stumme Landschaft“⁶⁰ qualifiziert wird, stellt denn in der Nachfrage nach dem Quellenbefund in erster Linie einer Herausforderung an den Landeshistoriker dar, die Eigenart „Westfalens“ nicht allein innerhalb dieser, sondern auch in fremden Landschaften zu suchen – ferner dem kulturellen Austausch und kommunikativen Umgang zwischen den verschiedenen Landschaften und Territorien des Reiches z. B. nachzugehen. Darin kann eine zweifache Chance liegen. Einmal wird dadurch die Forschung am Einzelfall in sozial- und berufsgeschichtlich umfassendere Entwicklungen eingebunden und ihr Aussagewert damit in neuem Kontext erhöht. Zum anderen ließe sich in einer derartigen Arbeitsweise auch die gerade wieder aufgenommene Diskussion um die Charakteristik des „Raumes Westfalen“ als „Landschaft“⁶¹ am konkreten Beispielmateriale fortführen.

Damit denn könnten weitere Einsichten gewonnen werden, verstärkt von Westfalen in seiner Funktion als Binnenlandschaft⁶² in der Vergangenheit Kenntnis zu bekommen, um so vielleicht das Urteil von der „sprichwörtlichen Beharrungslandschaft“ zu ergänzen.

Fragt man nach der „Mitträgerschaft“ oder „Teilhaberschaft“ von abgewanderten Westfalen an derartigen kulturell-sozialen Bewegungen außerhalb Westfalens, von denen die Landschaft selbst noch nicht gekennzeichnet ist und erst „verspätet“ erfaßt wurde, versucht man sich also ein Bild von der „Teilhaberschaft“ der Westfalen an der Gestaltung von innovativen Entwicklungen in anderen Räumen im Kontext der entsprechenden Situation innerhalb Westfalens zu verschaffen, so

60 Köhler, Regionalismus, S. 274.

61 Siehe dazu die verschiedenen Beiträge in A. Hartlieb v. Wallthor, H. Quirin, (Hgg.), „Landschaft“ als interdisziplinäres Forschungsproblem. Münster 1977.

62 F. Petri, Probleme und Aufgaben der Landesgeschichte in Nordwestdeutschland und den westlichen Nachbarländern, in: Rheinische Vierteljahresblätter 34 (1970) S. 57-87. Neuerlich auch mit dem Ausweis entsprechender Fortführung der ursprünglichen methodischen Überlegungen H. Aubins zur Kulturraumforschung F. Petri, Die Funktion der Landschaft in der Geschichte, vornehmlich Westfalens, in: „Landschaft“, wie Anm. 61, S. 72-90, hier S. 85. Dazu heranzuziehen Der Raum Westfalen, Bd. VI. Fortschritte der Forschung und Schlußbilanz, hrsg. v. F. Petri, P. Schöller u. a., Lieferung 1, Münster 1985, worin die Hgg. u. a. die „stärkere Hinwendung“ auf die Beziehungen zu den Nachbarlandschaften neben Fragen zur inneren Gliederung des Raumes herausstellen.

kann für Johann v. Soest und damit die Musikgeschichte immerhin gesagt werden, daß er als Hofmusiker und Komponist einmal die damals führende englische Gesangskunst mit der burgundisch-nordfranzösischen Kompositionspraxis in seinem Ausbildungsweg und Kunstverständnis verband, er diese neuen Lehren von Burgund an den Oberrhein hinübertrug und hier schließlich am kurfürstlichen Hof zu Heidelberg die Organisation der Hofkapelle und Hofsängerei mittrug, die wohl einmalig im damaligen Deutschland war und nur in der Hofkapelle des französischen Königs in Paris vergleichbares hatte.⁶³

Nimmt man diese Leistung als Beispiel, so dürfte sich danach die Charakteristik der Eigentümlichkeit von Land und Leute, die gemeinhin – zusammengefaßt – als „stumm – konservativ – nehmend“ beschrieben wird⁶⁴, merklich verschieben. Damit wird weitergehend darüber zu handeln sein, welches Gewicht der Landschaft Westfalen im kulturellen Gesamtgeschehen des föderalen Gefüges Deutschlands in den verschiedenen Epochenabschnitten insbesondere im Spätmittelalter zukommt.⁶⁵ Das Beispiel des Johann v. Soest in seiner künstlerischen Wirkung wie geistigen Beziehung scheint eine Begründung für das Westfalenlob eines aufmerksamen italienischen Zeitgenossen zu sein, der bemerkt: Dieses Land ist nicht sonderlich fruchtbar, weshalb es geschickte und tüchtige Bewohner hat, die über ganz Deutschland verstreut sind. – Solches Westfalenlob sollte uns erhöhter Aufmerksamkeit wert sein.

63 J. *Schläder*, Johann von Soest, in: H.-D. *Heimann*, (Hg.), Von Soest – Aus Westfalen: Wege und Wirken abgewanderter Westfalen im späten Mittelalter und früher Neuzeit. Paderborn (im Druck).

64 A. K. *Hömberg*, Westfälische Landesgeschichte. Münster 1967, S. 15, 207 neben *Köhler* Anm. 60. Anderweitige methodische Schritte, um diesen „Landescharakter“ entstellungsgeschichtlich in konkreten Bereichen zu analysieren, diskutiert E. *Schinkel*, Studenten aus Westfalen an der Universität Köln, in: Ausstellungskatalog Köln-Westfalen 1180-1980. Münster 1980, S. 377-384.

65 Darüber F. *Petri*, Die Landschaften – Bausteine oder Relikte im föderalen Gefüge Deutschlands, in: Westfälische Forschungen 23 (1971) S. 5-19.